

LISA
JACKSON

ANGELS

Meine Rache währt ewig
THRILLER

Aus dem Amerikanischen
von Kristina Lake-Zapp

KNAUR TASCHENBUCH VERLAG

Die amerikanische Originalausgabe erschien
unter dem Titel »Lost Souls« bei Kensington Publishing Corp.,
850 Third Avenue, New York, NY 10022, USA.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Januar 2011
Knaur Taschenbuch
Copyright © 2008 by Susan Lisa Jackson
Published by arrangement with Kensington Publishing Corp.,
New York, NY, USA.
Copyright © 2009 für die deutschsprachige Ausgabe bei Knaur Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.
Redaktion: lüra – Klemt & Mues GbR, Wuppertal
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-50347-8

2 4 5 3 1

Prolog

*All Saints College
Baton Rouge in Louisiana
Dezember*

Wo bin ich?
Eisige Luft fegte über Rylees nackte Haut.

Sie bekam eine Gänsehaut.

Schauernd blinzelte sie in die Dunkelheit, in den kalten leeren Raum, und versuchte, etwas zu erkennen. Gedämpftes rotes Licht in aufsteigendem Nebel. Sie lag halb auf einer Art Couch und fror.

O Gott, bin ich nackt?

Konnte das sein?

Auf keinen Fall!

Doch sie fühlte den weichen Samt an ihren Beinen, an den Pobacken und an den Schultern, die gegen die geschwungene Lehne der Ottomane drückten.

Stechende Angst durchzuckte sie.

Rylee gab sich alle Mühe, sich zu bewegen, aber ihre Arme und Beine gehorchten nicht. Sie konnte nicht einmal den Kopf drehen. Sie blickte nach oben an die Decke des merkwürdigen Raums mit seinem unheimlichen roten Licht.

Sie hörte ein leises Husten.

Was war das?

War sie etwa nicht allein?

Sie versuchte, in Richtung des Geräuschs zu blicken.

Vergeblich. Ihr Kopf prallte schwer gegen die Lehne der Ottomane.

Beweg dich, Rylee, steh auf und beweg dich! Noch ein Geräusch. Wie das Scharren eines Schuhs auf Beton. *Raus hier, du musst hier raus! Das ist verdammt noch mal zu unheimlich!*

Sie spitzte die Ohren. Sie glaubte, in der Dunkelheit ein leises Flüstern vernommen zu haben. Was zum Teufel war das?

Vor Angst zogen sich ihre Eingeweide zusammen. Warum konnte sie sich nicht bewegen? Was um alles in der Welt ging hier vor? Sie versuchte zu sprechen, aber sie brachte nicht ein einziges Wort hervor, als wären ihre Stimmbänder gelähmt. Voller Panik sah sie sich um und verdrehte unkontrolliert die Augen, doch ihr Kopf blieb reglos liegen.

Ihr Herz pochte heftig, und trotz der Kälte brach ihr der Schweiß aus.

Das war ein Traum, oder? Ein grauenhafter Albtraum, in dem sie, unfähig sich zu bewegen, auf einer Samtottomane lag – nackt. Die Ottomane war leicht erhöht positioniert, als stünde sie auf einer Bühne oder einer Art Podest.

Angst schnürte ihr die Kehle zu.

Panik durchflutete sie.

Denk dran: Das ist nur ein Traum. Du kannst nicht sprechen, du kannst dich nicht bewegen – alles typische Anzeichen eines Albtraums. Beruhige dich, komm wieder zu dir. Du wirst morgen früh aufwachen und ...

Aber sie misstraute ihrer eigenen Wahrnehmung. Irgendet-

was war hier faul. Noch nie hatte sie sich während eines Albtraums klarmachen müssen, dass sie offenbar träumte. Das Ganze wirkte so real, so greifbar.

Woran konnte sie sich erinnern ... O Gott, war es letzte Nacht gewesen oder erst vor einigen Stunden? Sie war auf ein paar Drinks mit ihren neuen Freundinnen vom College unterwegs gewesen, dieser Gothic-Clique, diesen Vampir-Fans ... nein ... sie beharrten darauf, *Vampyre* zu sein. Sie wollten sich mit dieser Schreibweise von den der Fantasie entsprungenen Vampiren aus Büchern und Filmen unterscheiden und ihre Echtheit damit unterstreichen. Es hatte Geheimnistuereien gegeben, Mutproben und »blutrote Martinis«, die – darauf hatten die anderen beharrt – mit echtem Menschenblut gemixt worden waren. Es war eine Art Initiationsritus, einen solchen Martini zu trinken.

Rylee hatte sie nicht ernst genommen, aber sie wollte Teil ihrer Clique werden. Deshalb hatte sie die Herausforderung angenommen und einen blutroten Drink bestellt ... und jetzt ... jetzt war sie auf einem Trip. Sie hatten ihr irgendetwas in das Glas gemixt, kein Blut, sondern eine psychedelische Droge, die sie halluzinieren ließ – das war's!

Dieses Aufnahme-ritual – das sie für ziemlich lächerlich gehalten hatte – hatte eine unvorhergesehene, gefährliche Wendung genommen. Sie erinnerte sich vage daran, dass sie zugestimmt hatte, Teil der »Show« zu sein. Sie hatte künstliches Blut aus einem Martini-Glas getrunken, und ja, sie hatte diesen ganzen Vampirquatsch, den ihre neuen Freundinnen zelebrierten, cool gefunden. Aber sie hatte nichts von ihrem Gerede wirklich ernst genommen. Sie hatte geglaubt, sie würden ihr etwas vormachen, um zu sehen, wie weit sie ging ...

Doch schon ein paar Minuten, nachdem sie das Glas geleert hatte, bekam sie ein seltsames Gefühl. Als wäre sie nicht nur betrunken, sondern völlig daneben. Zu spät wurde ihr klar, dass der Martini mit einer starken Droge versetzt gewesen war und sie kurz vor einem Zusammenbruch stand.

Sie war weg gewesen. Bis jetzt.

Wie viel Zeit war seitdem verstrichen?

Minuten?

Stunden?

Sie hatte keine Ahnung.

Ein Albtraum?

Ein Horrortrip?

Sie hoffte es. Denn wenn das hier die Realität war, lag sie wirklich auf einer Ottomane auf einem Podest, nackt und bewegungsunfähig. Es kam ihr vor, als spielte sie in einem unheimlichen, verworrenen Drama mit, das mit Sicherheit kein Happyend hatte.

Sie hörte erneut ein erwartungsvolles Flüstern.

Das rote Licht begann langsam und regelmäßig zu blinken, ganz anders als der schnelle Rhythmus ihres Herzschlags. Sie stellte sich Dutzende von Augenpaaren vor, die aus der Dunkelheit zu ihr heraufstarrten.

Sie biss die Zähne zusammen, fest entschlossen, sich zu bewegen – ohne Erfolg. Sie rührte sich kein bisschen.

Sie versuchte zu schreien, sich bemerkbar zu machen und zu verlangen, dass dieser Irrsinn aufhören solle, doch es kam nichts über ihre Lippen als ein Wimmern.

Konnte nicht jemand das Ganze hier beenden? Jemand aus dem Publikum? War es nicht offensichtlich, dass sie Angst hatte? Offensichtlich, dass dieser Scherz zu weit ging? Stumm flehte sie die unsichtbaren Zuschauer an. Plötzlich

wurde die Bühne von ein paar Lichtern erhellt, die einen sanften, schummrigen Schein erzeugten. Er wurde von dem pulsierenden Rotlicht durchbrochen.

Nebelschwaden waberten über den Bühnenboden.

Ein erwartungsvolles Knistern schien durch das Publikum zu gehen. Was stand ihr bevor? War das nur ein Ritus? Oder kam etwas Schlimmeres auf sie zu, etwas unvorstellbar Schreckliches?

Sie war verloren.

Nein! Kämpf, Rylee, kämpf! Gib nicht auf! Gib auf keinen Fall auf!

Erneut bemühte sie sich mit ganzer Kraft, sich zu bewegen, und wieder gehorchten ihre Muskeln nicht. Nichts rührte sich.

Dann hörte sie ihn.

Ein eisiger Schauer durchfuhr sie, ihre Nackenhaare sträubten sich. Sofort wusste sie, dass sie nicht mehr allein auf der Bühne war. Aus dem Augenwinkel nahm sie eine Bewegung wahr. Die dunkle Silhouette eines großen, breitschultrigen Mannes kam durch den Nebel auf sie zu.

Ihr Herz krampfte sich vor Panik zusammen.

Sie starrte ihn an, sah, wie er langsam näher kam, und war vor Angst wie hypnotisiert. Das war er. Der Mann, über den die Vampyr-Fans getuschelt hatten.

Sie erwartete fast, dass er einen schwarzen, blutrot gefütterten Umhang trug und ein leichenblasses Gesicht mit glühenden Augen hatte. Wenn er die Lippen bleckte, kämen gleißende Vampirzähne zum Vorschein.

Aber das war nicht der Fall. Der Mann war zwar zum Teil schwarz gekleidet, aber er hatte keinen Umhang mit rotem Satinfutter und keine glühenden Augen. Er war schlank und wirkte athletisch. Und er war höllisch sexy. Eine Spie-

gelsonnenbrille, die auch an den Seiten geschlossen war, verdeckte seine Augen. Sein Haar, entweder dunkel oder nass, stieß auf den Kragen einer schwarzen Lederjacke. Seine Jeans war abgewetzt und saß tief auf der Hüfte. Er trug ein T-Shirt, das einmal schwarz gewesen war, und seine Schlangenlederstiefel waren abgetragen. Irgendetwas an ihm kam ihr bekannt vor, aber sie konnte sein Gesicht nicht einordnen.

In der Dunkelheit rings um die Bühne knisterte es vor gespannter Erwartung.

Wieder einmal dachte sie, es müsse sich um einen Albtraum oder eine Halluzination handeln.

Er blieb vor der Ottomane stehen. Das erwartungsvolle Zischen des Publikums übertönte das laute Hämmern ihres Herzens.

Er legte eine große, schwielige Hand über die Lehne, die sie voneinander trennte, und umfasste ihren Nacken, was ihre Nerven zum Beben und ihr Blut zum Kochen brachte. Die Angst wich kurz einer unerklärlichen Erregung. Seine Fingerspitzen drückten sanft gegen ihr Schlüsselbein. Ihr Puls raste.

Das unsichtbare Publikum wurde still.

»Das«, sagte er mit gebieterischer, aber leiser Stimme an die verborgenen Zuschauer gewandt, »ist eure Schwester.«

Ein Raunen ging durchs Publikum.

»Schwester Rylee.«

Das war sie, ja, aber ... wovon sprach er eigentlich? Sie wollte ihn abschütteln, ihm sagen, dass alles anders war, als es aussah, dass ihre Brustwarzen allein von der Kälte aufgerichtet waren und nicht vor Erregung, dass das, was sich tief in ihrem Unterleib regte, *keine* körperliche Lust war.

Aber er wusste es besser.

Er konnte ihre Begierde spüren. Ihre Furcht riechen. Und er genoss es.

Tu das nicht, flehte sie stumm, doch ihr war klar, dass er ihre geweiteten Pupillen, ihren schnellen Atem und ihr Stöhnen eher als Lust und nicht als Angst interpretierte.

Seine starken Hände drückten entschlossener zu und brannten auf ihrer Haut.

»Schwester Rylee ist bereit, sich uns heute Nacht anzuschließen«, sagte er mit Überzeugung. »Sie wird das letzte, höchste Opfer bringen.«

Was für ein Opfer? Das klang gar nicht gut. Abermals versuchte Rylee, Einspruch zu erheben, zu entkommen, aber sie war wie gelähmt. Der einzige Teil ihres Körpers, der nicht völlig blockiert zu sein schien, war ihr Gehirn, und selbst das schien ihr einen Streich zu spielen.

Vertrau ihm, flüsterte es ihr zu. *Du weißt, dass er dich liebt ... Du spürst es ... Wie lange hast du darauf gewartet, geliebt zu werden?*

Nein, das war verrückt. Die Droge.

Dennoch verzehrte sie sich nach dem Druck seiner Hände, die ein wenig tiefer glitten und eine heiße Spur auf ihre Brüste zeichneten, immer näher zu ihren schon schmerzhaft harten Brustwarzen hin.

Ihr Unterleib prickelte. Schmerzte.

Irgendetwas stimmte nicht.

Er beugte sich näher zu ihr, drückte die Nase in ihr Haar. Seine Lippen streiften ihr Ohr, und er murmelte so leise, dass nur sie es hören konnte: »Ich liebe dich.« Sie schmolz dahin. Wollte ihn. Ihr Herz pochte vor Glück und Erregung. Seine Finger strichen fester über ihre Brust. Einen Augenblick lang vergaß sie, dass sie sich auf einer Bühne

befand. Sie war allein mit ihm, und er berührte sie, liebte sie. Er wollte sie so, wie kein Mann sie je gewollt hatte. Und er ...

Er drückte grob zu.

Ein kräftiger Finger bohrte sich in ihre Rippen.

Ein stechender Schmerz durchfuhr sie.

Ihre Augen weiteten sich.

Angst und Adrenalin jagten durch ihren Körper, ihr Herz machte wilde Sprünge.

Was hatte sie gedacht? Dass er sie verführen würde?

Nein!

Liebe? O nein, er liebte sie nicht! *Rylee, fall nicht darauf rein. Tapp nicht in seine Falle.*

Die verdammte Droge hatte ihr weisgemacht, dass er etwas für sie empfand, doch er – wer auch immer er war – brauchte sie nur für seine freakige Show.

Sie starrte ihn an, und er spürte ihre Wut.

Er lächelte, seine Zähne blitzten weiß.

Sie wusste, dass er ihren hilflosen Zorn genoss. Er spürte ihr rasendes Herz.

»In ihr fließt das reine Blut einer Jungfrau«, sagte er zu dem unsichtbaren Publikum.

Nein!

Ihr habt das falsche Mädchen erwischt! Ich bin keine –

Sie konzentrierte sich mit ganzer Kraft darauf zu sprechen, doch ihre Zunge weigerte sich nach wie vor, genau wie ihre Stimmbänder. Sie versuchte sich zu wehren, aber ihre Glieder blieben schlaff.

»Hab keine Angst«, flüsterte er.

Starr vor Schreck beobachtete sie, wie er sich vorbeugte, näher und näher kam. Sein Atem war heiß, seine Lippen verzogen sich und gaben seine Zähne frei.

Zwei strahlend weiße Vampirzähne blitzten auf, genau wie sie es sich vorgestellt hatte!

Bitte, lieber Gott. Bitte lass mich aufwachen!

Im nächsten Augenblick verspürte sie ein kaltes Stechen wie von einer Nadel. Seine Vampirzähne bohrten sich in ihre Haut und fanden mühelos ihre Venen.

Das Blut begann zu fließen ...

1.

So weit, so gut, dachte Kristi Bentz und schleuderte ihr Lieblingskissen auf den Rücksitz des zehn Jahre alten Honda, ihr »neues« Auto mit fast hundertzwanzigtausend Kilometern auf dem Tacho. Das Kissen landete mit einem dumpfen Geräusch auf dem Rucksack, der Lampe, dem iPod, Büchern und anderen lebenswichtigen Dingen, die sie mit nach Baton Rouge nahm. Ihr Vater schaute zu, wie sie ihre Sachen ins Auto packte. Rick Bentz' Ausdruck war frustriert, aber war das was Neues?

Zumindest lebte ihr Vater noch, zum Glück.

Sie warf noch einen raschen Blick zu ihm hinüber.

Seine Gesichtsfarbe wirkte gesund, mit den geröteten Wangen vom Wind, der durch die Zypressen und Kiefern rauschte. Vereinzelt Regentropfen glänzten auf seinem dunklen Haar. Sicher, es waren ein paar graue Strähnen zu sehen, und im letzten Jahr hatte er ein paar Pfund zugelegt, aber im Großen und Ganzen machte er einen vitalen Eindruck.

Es gab Zeiten, in denen das anders war. Zumindest für Kristi. Seit sie vor über anderthalb Jahren aus einem Koma erwacht war, hatte sie Visionen von ihm, erschreckende Bilder, die ihn als gespenstisches Abbild seiner selbst zeigten, die Haut grau, die Augen schwarze, undurchdringliche Lö-

cher, seine Berührung kalt und klamm. Außerdem träumte sie oft von einer finsternen Nacht mit zuckenden Blitzen am dunklen Himmel. Einer der Blitze traf einen Baum, der mit einem lauten Knall zerbarst. Ihr Vater lag tot in einer Blutlache am Boden.

Unglücklicherweise hatte sie die Visionen häufiger als die Albträume, und zwar tagsüber. Sie sah die Farbe aus seinen Wangen weichen, sah seinen Körper bleich und grau werden. Sie wusste, dass er bald sterben würde. Sie hatte seinen Tod oft genug in ihren Albträumen erlebt und hatte die letzten anderthalb Jahre in dem Glauben verbracht, dass ihm genau das entsetzlich blutige Ende bevorstehen würde, das sie aus ihren Träumen kannte.

In den vergangenen achtzehn Monaten, in denen sie sich von ihren eigenen Verletzungen erholt hatte, war sie krank vor Sorge um ihn gewesen, aber heute, einen Tag nach Weihnachten, war Rick Bentz die Gesundheit in Person. Und er war genervt.

Widerwillig hatte er ihr geholfen, das Gepäck zum Wagen zu bringen. Draußen fegte der Wind durch die sumpfige Flusslandschaft, rüttelte an Ästen und Zweigen, wirbelte Blätter auf und brachte den Geruch von Regen und Morast mit sich. Sie war rückwärts in die pfützenübersäte Auffahrt zu dem kleinen Cottage gefahren, in dem ihr Vater mit seiner zweiten Frau lebte.

Olivia Benchet-Bentz tat Rick gut, daran bestand kein Zweifel. Trotzdem kamen Kristi und sie nicht wirklich gut miteinander zurecht. Während Kristi nun unter den missbilligenden Blicken ihres Vaters den Wagen belud, stand Olivia rund sechs Meter entfernt in der Haustür. Ihre glatte Stirn war gekräuselt, und sie sah besorgt aus, doch sie sagte nichts.

Gut.

Eins musste man ihr lassen: Olivia wusste, dass es besser war, sich nicht zwischen Vater und Tochter zu stellen, sie war klug genug, unliebsame Kommentare für sich zu behalten. Trotzdem ging sie diesmal nicht zurück ins Haus.

»Ich halte das einfach nicht für die beste Idee«, sagte ihr Vater. Kristi hatte ihm schon im September mitgeteilt, dass sie sich zum Wintersemester am All Saints College in Baton Rouge eingeschrieben hatte. Es war also keine große Überraschung mehr. »Du könntest bei uns bleiben und –«

»Ich kenne deine Meinung schon seit langem, und es reicht!«, sagte sie.

Warum gingen sie ständig aufeinander los? Selbst nach all dem, was sie durchgemacht hatten? Obwohl sie einander mehrere Male beinahe verloren hatten?

»Ich habe dir schon hundert Mal gesagt, dass ich hier nicht bleiben kann, Dad. Ich bin zu alt, um bei meinem Vater zu wohnen. Ich muss mein eigenes Leben führen.« Wie sollte sie ihm erklären, dass sie seinen Anblick nicht länger ertrug, es nicht länger aushielt, ihn in einer Minute gesund und munter zu sehen und in der nächsten grau und dem Sterben nahe? Sie war davon überzeugt gewesen, dass er sterben würde, und sie war bei ihm geblieben, bis sie sich von ihren eigenen Verletzungen erholt hatte. Aber zu sehen, wie die Farbe aus seinem Gesicht wich, brachte sie langsam, aber sicher zu der Überzeugung, dass sie verrückt war. Bei aller Liebe: Hier zu bleiben würde die Lage allenfalls verschlechtern. Sie hatte diese Vision nun seit einer ganzen Weile nicht mehr gehabt, schon seit über einem Monat nicht, und das war gut. Sie hatte also die Zeichen möglicherweise falsch gedeutet. Trotzdem war es Zeit, ihr eigenes Leben weiterzuleben.

Sie tastete in ihrer Tasche nach dem Autoschlüssel. Kein Grund, sich noch länger mit ihm zu streiten.

»Okay, okay, du verlässt uns. Ich hab's kapiert.« Er zog ein missmutiges Gesicht. Wolken jagten über den Himmel, machten jede Chance, dass die Sonne herauskommen würde, zunichte.

»Du hast es kapiert? Tatsächlich? Nachdem ich es dir etwa eine Million Mal erklärt habe?«, spöttelte Kristi, doch sie lächelte dabei. »Du ziehst ja messerscharfe Schlüsse. Genau wie die Zeitungen behaupten: der heldenhafte Detective Rick Bentz vom New Orleans Police Department.«

»Die Zeitungen wissen einen Dreck.«

»Eine weitere scharfsinnige Beobachtung des hiesigen Spitzenermittlers.«

»Lass mich in Ruhe«, murmelte er, aber einer seiner verkniffenen Mundwinkel verzog sich zu der Andeutung eines Lächelns. Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar und blickte in Olivias Richtung, zu der Frau, die sein Fels in der Brandung geworden war. »Mein Gott, Kristi«, sagte er. »Du bist vielleicht ein harter Brocken.«

»Das ist Veranlagung.« Sie fand den Schlüssel.

Seine Augen wurden schmal, sein Kiefer verkrampfte sich. Es war klar, woran er dachte, aber keiner von ihnen erwähnte die Tatsache, dass er nicht ihr biologischer Vater war. »Du musst vor nichts davonlaufen.«

»Ich laufe nicht davon. Vor gar nichts. Aber ich laufe zu etwas hin. Zu dem, was sich ›der Rest meines Lebens‹ nennt.«

»Du könntest –«

»Ich möchte das nicht hören, Daddy«, unterbrach ihn Kristi und warf ihre Handtasche auf den Beifahrersitz, wo sich schon drei Taschen voller Bücher, DVDs und CDs befanden.

den. »Du wusstest seit Monaten, dass ich wieder aufs College gehe, es gibt also keinen Grund, mir jetzt deswegen eine Szene zu machen. Ich bin erwachsen, und ich gehe nach Baton Rouge, an meine alte Alma Mater. Das All Saints College ist nicht am anderen Ende der Welt, sondern keine zwei Stunden entfernt.«

»Es geht nicht um die Entfernung.«

»Ich *muss* das tun.« Sie blickte jetzt ebenfalls in Olivias Richtung, in deren unbändigem blonden Haar sich die bunten Lichter des Weihnachtsbaums reflektierten. Das kleine Häuschen wirkte warm und gemütlich, aber es war nicht Kristis Zuhause. Es war nie ihr Zuhause gewesen. Olivia war ihre Stiefmutter, und obwohl sie miteinander ausgekommen waren, hatten sie sich einander nie wirklich nahe gefühlt. Hier fand das Leben ihres Vaters statt, und es hatte nicht viel mit Kristi zu tun.

»Es hat am All Saints College Ärger gegeben. Ein paar Studentinnen werden vermisst.«

»Du hast das bereits überprüft?«, fragte sie aufgebracht.

»Ich habe lediglich etwas von vermissten Mädchen gelesen.«

»Du meinst Ausreißerinnen?«

»Ich meine *vermisst*.«

»Keine Sorge«, sagte sie schnippisch. Auch sie hatte gehört, dass ein paar Studentinnen überraschend vom Campus verschwunden waren, aber es schien nichts Verdächtiges dahinterzustecken. »Mädchen pflegen nun mal das College und ihre Eltern zu verlassen.«

»Tatsächlich?«, fragte er.

Ein kalter Windstoß fuhr über die sumpfige Landschaft, ließ nasse Blätter durch die Luft fliegen und drang durch Kristis Kapuzenshirt. Der Regen hatte für einen Moment

nachgelassen, aber der Himmel war grau und wolkenverhangen, der rissige Betonboden voller Pfützen.

»Es ist nicht so, dass ich dagegen bin, dass du aufs College zurückgehst«, sagte Rick Bentz und lehnte sich mit der Hüfte gegen den Wagen. »Aber diese Idee, Krimiautorin werden zu wollen ...«

Kristi hob abwehrend die Hand, rückte ein paar Sachen auf dem Rücksitz zurecht und versuchte, sie so flach zu verteilen, dass sie in den Rückspiegel blicken konnte. »Ich weiß, wie du dazu stehst. Du willst nicht, dass ich über irgendwelche Fälle schreibe, die du bearbeitet hast. Keine Sorge. Ich habe nicht die Absicht, deinen heiligen Boden zu betreten.«

»Darum geht es nicht, das weißt du genau«, widersprach ihr Vater. Ein Anflug von Zorn blitzte in seinen tiefliegenden Augen auf.

Na schön. Sollte er ruhig toben. Sie war genauso verärgert. In den letzten Wochen waren sie einander wirklich auf die Nerven gegangen.

»Ich bin nur um deine Sicherheit besorgt.«

»Nun, das ist nicht nötig, okay?«

»Schließlich bist du schon einmal zur Zielscheibe geworden.« Er begegnete ihrem Blick, und sie wusste, dass er jede einzelne schreckliche Sekunde ihrer Entführung erneut durchlebte.

»Es geht mir gut.« Sie entspannte sich ein wenig. Obwohl er oft genug eine große Nervensäge war, war er doch ein guter Kerl und lediglich um sie besorgt. Wie immer. Aber genau das brauchte sie nicht.

Mit Mühe unterdrückte sie ihre Ungeduld. Hairy S., der kleine Kläffer ihrer Stiefmutter, schoss aus der Haustür und jagte ein Eichhörnchen eine Kiefer hinauf. Wie ein rot-

grauer Blitz kletterte das Eichhörnchen den rauhen Stamm hinauf und ließ sich auf einem schaukelnden Ast nieder, von dem aus es höhnisch keckernd den frustrierten Terriermischling beäugte. Hairy S. buddelte winselnd unten am Stamm und umrundete ihn anschließend mehrfach.

»Schsch ... nächstes Mal fängst du es«, sagte Kristi und nahm ihn hoch. Nasse Pfoten fuhren über ihr Sweatshirt, und sie spürte Hairys Zunge auf ihrer Wange. »Ich werde dich vermissen«, sagte sie zu dem Hund, der mit den Beinen ruderte, um wieder auf den Boden zu kommen und seine Jagd fortsetzen zu können. Sie setzte ihn ins Gras und zuckte leicht zusammen, als sie einen Schmerz im Nacken verspürte.

»Hairy! Komm her!«, befahl Olivia, aber der Terrier ignorierte sie.

»Du bist noch nicht völlig wiederhergestellt«, sagte Rick. Kristi seufzte laut. »Sieh mal, Dad, sämtliche Spezialisten sagen, dass alles in Ordnung ist. Besser als je zuvor, okay? Seltsam, was so ein kurzer Krankenhausaufenthalt, ein bisschen Physiotherapie und ein paar Stunden bei einem Seelenklempner plus ein knappes Jahr intensives Personal Training alles bewirken können.«

Er schnaubte. Eine Krähe flatterte auf sie zu und ließ sich auf den nackten Zweigen einer Magnolie nieder, als wollte sie seine Sorge bestätigen. Sie stieß einen einsamen, höhnischen Schrei aus.

»Du warst ziemlich neben dir, als du im Krankenhaus aufgewacht bist«, erinnerte er sie.

»Das ist Schnee von gestern, verdammt noch mal!« Und das stimmte. Seit ihrem Aufenthalt auf der Intensivstation hatte sich die Welt verändert. Hurrikan Katrina hatte New Orleans auseinandergenommen, war dann die gesamte Golf-

küste entlanggefegt und hatte eine bleibende Spur der Verwüstung und Verzweiflung hinterlassen. Obwohl Katrina vor über einem Jahr über den Golf hereingebrochen war, waren die Nachwirkungen ihrer Wucht noch überall sichtbar und würden vermutlich noch Jahre, wenn nicht Jahrzehnte zu spüren sein. Es hieß, New Orleans würde nie mehr so werden wie zuvor. Kristi wollte gar nicht darüber nachdenken.

Ihr Vater war überarbeitet. Okay, das hatte sie verstanden. Die gesamte Belegschaft des New Orleans Police Department war bis an die Grenze ihrer Belastbarkeit strapaziert worden, genau wie die Stadt selbst und ihre geplagten Bewohner, von denen einige im Zuge der Evakuierung quer durchs Land geschickt worden und einfach nicht zurückgekehrt waren. Wen wunderte es, wenn sämtliche Krankenhäuser, städtischen Einrichtungen und Transportsysteme ein einziges Chaos waren? Natürlich kam alles wieder in Gang, aber langsam und nicht überall gleichzeitig. Glücklicherweise wagten sich die Touristen inzwischen wieder ins French Quarter, ein Viertel, das für das alte New Orleans stand und das den Hurrikan nahezu unversehrt überstanden hatte.

Kristi hatte die vergangenen sechs Monate damit verbracht, als Ehrenamtliche in einem der Krankenhäuser mitzuarbeiten und ihrem Vater auf der Polizeistation zu helfen. An den Wochenenden hatte sie die Aufräumarbeiten in der Stadt unterstützt, aber jetzt hatte sie das Gefühl – was ihr Psychotherapeut unterstützte –, endlich ihr eigenes Leben weiterführen zu müssen. Langsam, aber sicher fand die Stadt wieder zu sich selbst zurück, und es wurde Zeit, darüber nachzudenken, was sie mit *ihrem* Leben anfangen wollte.

Wie gewöhnlich war Detective Bentz damit nicht einverstanden. Nach dem Hurrikan war er sofort in seine Rolle als Übervater zurückgefallen. Kristi passte das ganz und gar nicht. Schließlich war sie kein Kind und auch kein Teenager mehr. Sie war verdammt noch mal erwachsen!

»Ich muss los.« Sie blickte auf die Uhr. »Ich habe der Vermieterin gesagt, dass ich heute einziehe. Ich rufe an, wenn ich da bin, und erstatte dir einen vollständigen Bericht. Hab dich lieb.«

Rick schien erneut mit ihr streiten zu wollen, doch dann sagte er nur schroff: »Ich dich auch, Kleine.«

Sie umarmte ihn, spürte den Druck seiner Arme und war überrascht darüber, dass sie plötzlich mit den Tränen kämpfte. Sie löste sich von ihm. Wie albern! Sie warf Olivia eine Kusshand zu, dann setzte sie sich hinters Lenkrad und ließ den Motor an. Mit einem Kloß im Hals fuhr Kristi das Auto aus der langen Auffahrt.

Auf der nassen Landstraße wendete sie und warf einen letzten Blick auf ihren Vater, der den Arm zum Abschied erhoben hatte, dann atmete sie tief aus und fühlte sich plötzlich frei. Endlich hatte sie es geschafft. Endlich war sie wieder auf sich gestellt. Doch als sie den Gang einlegte, verdunkelte sich der Himmel, und im Seitenspiegel erschien das Bild ihres Vater.

Wieder einmal war alle Farbe aus seinem Gesicht gewichen, und er sah aus wie ein Geist in Schwarz, Weiß und Grau. Ihr stockte der Atem. Sie konnte noch so weit davonlaufen, der Vision von seinem Tod würde sie nicht entkommen.

Das zumindest stand fest.

Und auch, dass es bald so weit sein würde.

Jay McKnight lauschte einer alten Johnny-Cash-Ballade und starrte durch die Windschutzscheibe seines Pick-up nach draußen in den Nieselregen. Mit rund achtzig Stundenkilometern kurvte er durch den tosenden Sturm, zusammen mit seinem halbblinde Hund, der neben ihm auf dem Beifahrersitz kauerte, und fragte sich, ob er dabei war, den Verstand zu verlieren.

Warum hätte er sonst zugestimmt, ein Abendseminar für die Freundin eines Freundes zu übernehmen, die gerade ein Sabbatical nahm und sich ein Jahr lang ihren Forschungen widmen wollte? Was schuldete er Dr. Althea Monroe? Nichts. Er war der Frau ja kaum begegnet.

Vielleicht machst du das für dein eigenes geistiges Wohlbefinden. Du kannst eine Chance verdammt gut gebrauchen. Und überhaupt: Was soll ein Seminar über Forensik und Kriminologie für wissensdurstige junge Köpfe schon schaden?

Er schaltete einen Gang zurück, lenkte seinen Pick-up von der Hauptstraße in die vertrauten Seitenstraßen, wo der Regen durch die kahlen Zweige der Bäume prasselte und gerade die Straßenlaternen angingen. Wasser spritzte unter seinen Reifen auf, und nur wenige Fußgänger trotzten dem Sturm. Jay hatte das Fenster einen Spalt heruntergekurbelt, und Bruno, eine Mischung aus Pitbull, Labrador und Bloodhound, presste seine große Nase an die schmale Ritze.

Als sie die Stadtgrenze von Baton Rouge passierten, ging Jay vom Gas. Die Stimme von Johnny Cash hallte in der Fahrerkabine des Toyota wider.

»My momma told me, son ...«

Jay bog in die holperige Einfahrt eines Hauses. Es war ein winziger Bungalow mit zwei Zimmern, der einst seiner Tante gehört hatte.

»... *don't ever play with guns* ...«

Er schaltete das Radio aus und stellte den Motor ab. Der Bungalow, ein Teil von Tante Colleens Nachlass, war von seinen dauernd miteinander streitenden Cousins Janice und Leah zum Verkauf angeboten worden. Die Schwestern hatten ihm erlaubt, so lange dort abzusteigen. Im Gegenzug sollte er ein paar kleinere Reparaturen durchführen, zu denen Janice' nichtsnutziger Möchtegern-Rockstar-Gatte nicht in der Lage war.

Mit gerunzelter Stirn griff Jay nach dem Matchbeutel und dem Notebook und sprang aus dem Wagen. Dann ließ er den Hund hinaus und wartete. Bruno schnupperte und hob sein Bein an einer der Lebenseichen im Vorgarten. Jay schloss den Toyota ab, klappte den Kragen hoch, um sich vor dem Regen zu schützen, und eilte über das unkrautüberwucherte Pflaster in Richtung Haustür, die in der hereinbrechenden Dunkelheit von einer Außenlampe erleuchtet wurde. Der Hund folgte ihm auf den Fersen, wie immer, seit Jay ihn vor sechs Jahren angeschafft hatte – der einzige Welpen eines Sechserwurfs, den niemand wollte. Die Mutter war die Hündin seines Bruders gewesen, ein reinrassiges Bloodhound-Weibchen, die, als sie heiß war, nicht erst auf ein ebenfalls reinrassiges Bloodhound-Männchen gewartet hatte. Stattdessen hatte sie sich kurzerhand einen Weg aus dem Zwinger gebuddelt und sich mit dem netten Köter einen halben Kilometer die Straße runter zusammengetan. Das Resultat war ein Wurf Welpen, der keinen einzigen Cent wert war. Die Hunde entpuppten sich aber alle als treue Gefährten. Vor allem Bruno mit seiner ausgezeichneten Nase und seinen schlechten Augen. Jay bückte sich und tätschelte den Hund, der seinen Kopf liebevoll gegen Jays Hand drückte. »Na komm, dann lass uns den Schaden mal ansehen.«

»Folsom Prison Blues« hallte in seinem Kopf wider, als er die Haustür aufschloss und mit der Schulter dagegendrückte.

Das Haus roch muffig. Unbewohnt. Die Luft abgestanden. Trotz des starken Regens öffnete er zwei Fenster. Die letzten drei Wochenenden hatte er hier verbracht, die Zimmer gestrichen, die Fliesen in der Küche und dem einzigen Badezimmer neu verfugt und die Terrasse von Schmutz und Schutt befreit. Nun standen Terrakottakübel voller Pflanzen auf den frisch gestrichenen Holzdielen – statt einer verrosteten Waschmaschine, in der er auf ein leeres Hornissen-nest gestoßen war.

Trotzdem war er noch lange nicht fertig. Es würde Monate dauern, um das Haus in Schuss zu bringen. Jay stellte seine Taschen in dem kleinen Schlafzimmer ab und ging in die Küche. Ein uralter Kühlschrank brummte auf dem brüchigen Linoleum, das er noch ersetzen musste. Im Kühlschrank lag neben etwas vertrocknetem Käse ein Sixpack Lone-Star-Bier, von dem nur noch eine Flasche übrig war. Er zog sie an ihrem langen Hals heraus. Es war seltsam, dachte er, dass ausgerechnet Baton Rouge sein Hafen außerhalb von New Orleans geworden war, die Stadt, in der er aufgewachsen war und gearbeitet hatte.

Waren es die Nachwirkungen von Katrina, die ihm den Lebenssaft entzogen hatten? Das kriminaltechnische Labor in der Tulane Avenue war von dem Sturm zerstört und die Arbeit, die dort geleistet worden war, sowohl auf verschiedene Gemeinden und private Unternehmen als auch auf das kriminaltechnische Labor der Louisiana State Police in Baton Rouge verteilt worden. Mitunter arbeiteten sie in Trailern, die die Federal Emergency Management Agency, die nationale Koordinationsstelle der Vereinigten Staaten für Kata-

strophenhilfe – kurz FEMA –, zur Verfügung gestellt hatte. Es war ein Albtraum gewesen: die Überstunden, der Frust über die verlorengegangenen Beweismittel. Und erst die Zeit, die er als Freiwilliger damit verbrachte, den Sturmopfern zu helfen und die Aufräumarbeiten nach der Überflutung zu übernehmen! Er bezweifelte, dass es unter den Polizeibeamten jemanden gab, der nicht an Kündigung gedacht hatte. Viele hatten tatsächlich den Dienst quittiert und so für eine Unterbesetzung gesorgt, obwohl eher mehr engagierte Officers gebraucht wurden als weniger.

Jay verurteilte niemanden dafür. Viele Officers mussten selbst mit dem Verlust ihres Hauses und ihrer Familie fertig werden.

Auch er hatte eine Veränderung gebraucht. Es waren nicht nur die horrenden Überstunden gewesen, die er geschoben hatte. Den Schrecken des Hurrikans mitzerleben, mit anzusehen, wie die Stadt darum kämpfte, wieder auf die Beine zu kommen, während die FBI-Agenten gegenseitig mit dem Finger aufeinander zeigten, war schlimm genug gewesen. Doch zu wissen, dass so viel mühsam über die Jahre zusammengetragenes Beweismaterial im wahrsten Sinne des Wortes hinweggespült worden war, hatte zentnerschwer auf ihm gelastet. So eine Verschwendung. So ein Aufwand, die Dinge wiederzubeschaffen.

Mit dreißig war er bereits ausgebrannt.

Und irgendetwas hatte ihn zu dieser Reise nach Baton Rouge geführt.

Waren es die Plünderer gewesen, die verzweifelt oder kriminell genug waren, um ihren Vorteil aus der Tragödie zu ziehen?

Die Opfer, die in ihren eigenen Häusern oder in Pflegeheimen in der Falle gesessen hatten?

Die zögerliche Unterstützung durch die Regierung?
Der um ein Haar erfolgte Untergang seiner geliebten Stadt?

Oder lag es daran, dass sein eigenes Zuhause dem tosenden Wind und der hereinbrechenden Flut nicht standgehalten hatte und mitsamt seinem ganzen Besitz vollständig zerstört worden war?

Konnte er die Katastrophe für seine gescheiterte Affäre mit Gayle verantwortlich machen? War er schuld daran, dass ihre Beziehung zerbrochen war?

Jay stellte dem Hund in einem alten Topf frisches Wasser hin, dann öffnete er sein Bier. Er nahm einen kräftigen Schluck aus der Flasche und starrte durch das schmutzige, regennasse Fenster in den Garten. Eine Fledermaus schoss durch die Äste einer Magnolie. Die Dunkelheit senkte sich zusehends herab und erinnerte ihn daran, dass er noch Arbeit zu erledigen hatte.

Er drehte vorsichtig den Kopf hin und her und hörte seine Wirbel knacken. Dann ging er hinüber ins zweite Zimmer, das noch in einem furchtbaren Rosaton gestrichen war. Dort hatte er einen Schreibtisch, eine Lampe und einen kleinen Aktenschrank aufgestellt. Ein Hundekorb stand in der Ecke. Bruno, der einen alten, halb zerkaute Knochen aus Rohleder gefunden hatte, begann heftig mit den Zähnen daran zu arbeiten. Jay nahm noch einen Schluck Bier, dann stellte er die Flasche ab. Er öffnete sein Notebook und drückte den Einschaltknopf. Mit einem Summen startete der PC. Sekunden später rief Jay seine E-Mails ab.

Zwischen Spam und Mails von Kollegen und Freunden entdeckte er eine Nachricht von Gayle. Sein Magen zog sich zusammen, als er sie mit einem Klick öffnete und die knappen, scherzhaft gemeinten Worte überflog. Er konnte nichts

Lustiges daran finden, was ihn nicht weiter überraschte. Sie hatten sich darauf geeinigt, Freunde zu bleiben, aber wer führte hier wen an der Nase herum? Es funktionierte nicht. Ihre Beziehung war beendet. War schon lange vor Katrina am Ende gewesen.

Er antwortete nicht auf die E-Mail, denn das war genauso überflüssig wie der Diamantring, der in seiner Büroschublade in New Orleans lag. Bei dem Gedanken daran wurden seine Lippen schmal. Was Ringe betraf, hatte er nicht viel Glück. Vor Jahren hatte er seiner Angebeteten auf der Highschool eine Art Freundschaftsring geschenkt. Doch Kristi Bentz hatte sich gleich nach ihrem Wechsel aufs All Saints College mit einem Teaching Assistant zusammengesetzt. Was für eine Ironie! Als er Jahre später Gayle einen Ring überreichte, nahm sie ihn an und begann, ihr Leben mit Jay – *sein* Leben – zu planen, bis er schließlich das Gefühl hatte, eine Schlinge um den Hals zu haben, die sich jeden Tag ein bisschen fester zusammenzog, so dass er kaum noch Luft zum Atmen hatte. Seine Haltung hatte Gayle mächtig gewurmt, und sie war immer besitzergreifender geworden. Sie hatte ihn ständig angerufen, war auf seine Freunde eifersüchtig gewesen, auf seine Kollegen, sogar auf seine verdammte Karriere. Und sie hatte ihn nie vergessen lassen, dass er eigentlich einmal Kristi Bentz hatte heiraten wollen. Gayle war der festen Überzeugung gewesen, er habe nie aufgehört, sich nach seiner Highschool-Liebe zu verzehren.

Was einfach unglaublich dämlich war.

Und so hatte er sie also gebeten, ihm den Ring zurückzugeben.

Sie hatte ihm den Diamanten an die Stirn geworfen, wo er seine Haut aufritzte und eine kleine Narbe über seiner lin-

ken Augenbraue hinterließ – ein Beweis für Gayles Jähzorn.

Jay war sicher, dass er einem weitaus größeren Geschoss hätte ausweichen müssen, wenn er erst die Hochzeit abgeblasen hätte.

So viel zu wahrer Liebe.

Er griff nach der Fernbedienung für den kleinen Fernseher auf dem Aktenschrank und ging weiter seine E-Mails durch, wobei er mit einem Ohr die Nachrichten verfolgte und auf die Sportnachrichten mit dem jüngsten Tabellenstand der New Orleans Saints wartete.

»... seit der Vorweihnachtszeit vom Campus des All Saints College verschwunden. Die Studentin wurde zuletzt am achtzehnten Dezember gegen sechzehn Uhr dreißig von ihrer Mitbewohnerin hier, in Cramer Hall, gesehen«, vernahm er die Stimme des Nachrichtensprechers.

Jay richtete seine Aufmerksamkeit auf den Fernsehschirm, auf dem eine Reporterin in einem blauen Parka bei Sturm und Regen in die Kamera blickte. Der Beitrag war vor dem Backsteingebäude aufgenommen worden, in dem Kristi Bentz vor Jahren während ihrer ersten Zeit am College gewohnt hatte. Vor seinem inneren Auge erschien ein Bild von Kristi, wie sie damals ausgesehen hatte: lange, kastanienrote Haare, ein durchtrainierter Körper und tiefliegende, intelligente Augen. Er war verrückt nach ihr gewesen und sicher, dass sie die Frau fürs Leben war. Natürlich hatte er längst erkannt, wie falsch er damals damit gelegen hatte. Zum Glück hatte sie ihre Beziehung beendet und ihm eine Ehe erspart, die für sie beide eine Falle gewesen wäre.

»Seit jenem Tag, eine Woche vor Weihnachten«, fuhr die Reporterin fort, »ist Rylee Ames nicht mehr lebend gesehen worden.« Das Foto einer jungen Frau Anfang zwanzig

erschien auf dem Bildschirm. Mit ihren blauen Augen, den blonden Strähnen und dem breiten Lächeln sah Rylee Ames aus wie eine typische Cheerleaderin aus Kalifornien, obgleich die Reporterin sagte, dass sie die Highschool in Tempe, Arizona, und in Laredo im Bundesstaat Texas besucht hatte.

»Aus Baton Rouge Belinda Del Rey für WMTA.«

Rylee Ames. Der Name kam ihm bekannt vor.

Beunruhigt loggte sich Jay auf der Website des All Saints College ein und rief die Teilnehmerliste seines künftigen Seminars auf. Auf der waren nun auch die Namen jener Studenten vermerkt, die später dazugekommen waren. Der erste Name auf der Liste war Ames, Rylee. Dieser Name hatte auch bei seinem letzten Besuch der Website schon auf der Teilnehmerliste gestanden.

Jays Cop-Radar geriet in höchste Alarmbereitschaft, und er musste erst mal eine Stufe runterschalten, um nicht von einem Horrorszenario zum nächsten zu schwenken. Vergewaltigung, Folter, Mord – er hatte so viele grausame Verbrechen gesehen, aber er versuchte, keine voreiligen Schlüsse zu ziehen. Noch nicht. Es gab keinen Hinweis darauf, dass ihr etwas zugestoßen war, sie war lediglich verschwunden.

Es kam durchaus vor, dass junge Frauen in ihrem Alter das College abbrachen, wechselten oder, ohne ein Wort darüber zu verlieren, in den Skiurlaub oder zu einem Rockkonzert fuhren. Sie konnte also einfach abgehauen sein.

Doch vielleicht auch nicht. Er hatte lange genug am kriminaltechnischen Labor in New Orleans gearbeitet, um ein mulmiges Gefühl wegen dieser Studentin, der er nie begegnet war, zu verspüren. Er nahm einen Schluck Bier und ging die Liste weiter durch.

Arnette, Jordan.

Bailey, Wister.

Braddock, Ira.

Bentz, Kristi.

Calloway, Hiram.

Crenshaw, Geoffrey.

Moment mal. Wie bitte?

Bentz, Kristi?

Mit zusammengekniffenen Augen blickte er auf den Monitor und starrte den vertrauten Namen an, der sein Herz noch immer schneller schlagen ließ.

Das musste ein Irrtum sein!

Kristi Bentz konnte nicht in seinem Seminar sein. Aber da stand ihr Name, groß und deutlich. Was für eine grausame Ironie des Schicksals war das denn? Es war sehr unwahrscheinlich, dass es sich um eine andere Studentin mit demselben Namen handelte. Deshalb blieb ihm nichts anderes übrig, als sich mit der Tatsache abzufinden, dass er sie von nun an jeden Montagabend für drei Stunden wiedersehen würde.

Mist!

Der Regen trommelte gegen die Fensterscheibe, während er noch immer wie gebannt auf die Seminarliste starrte. Bilder von Kristi schwirrten durch seinen Kopf: Kristi, wie sie in einem Wald vor ihm davonlief, ihr langes Haar, das hinter ihr herwehte, das Spiel von Licht und Schatten der belaubten Äste auf ihrem Körper, ihr ansteckendes Lachen ... Kristi, wie sie aus einem Swimmingpool stieg, das Wasser, das von ihrem sanft gebräunten Körper perlte, ihr triumphierendes Lächeln, wenn sie den Wettkampf gewonnen hatte, ihr finsternes Stirnrunzeln, wenn sie verloren hatte ... Kristi, wie sie neben ihm auf einer Decke auf der Ladeflä-

che seines Pick-up lag und das Mondlicht auf ihrem makellosen Körper schimmerte.

»Hör damit auf!«, sagte er laut, und der stets wachsame Bruno war im selben Augenblick auf den Füßen und bellte grimmig. »Nein, mein Junge, es ist ... nichts.« Jay verbannte die Bilder seiner Jugendliebe aus seinem Kopf. Er hatte Kristi seit über fünf Jahren nicht mehr gesehen und ging davon aus, dass sie sich verändert hatte. Neben all seinen romantischen Erinnerungen gab es auch noch andere, und die waren nicht ganz so nett. Kristi hatte Temperament und eine messerscharfe Zunge.

Er hatte geglaubt, dass er über sie hinweg war, doch in Wahrheit war es ihm nahegegangen, als er von ihrer Begegnung mit dem Tod hörte, als er erfuhr, dass sie Psychopathen in die Hände gefallen war und Ewigkeiten im Krankenhaus verbracht hatte, um sich von den Übergriffen zu erholen. Es war ihm so nahegegangen, dass er sogar einen Floristen angerufen hatte, der ihr Blumen bringen sollte, doch dann hatte er seine Meinung geändert. Kristi war wie eine schlechte Angewohnheit, eine Angewohnheit, die man nicht so schnell abschütteln konnte. Es ging Jay so lange gut, wie er nichts von ihr hörte, nichts über sie las oder ihr nicht begegnete. Sämtliche alten Emotionen waren sorgfältig unter Verschluss. Er hatte sich für andere Frauen interessiert. Er war sogar verlobt gewesen. Trotzdem, sie nun Woche für Woche sehen zu müssen ...

Es würde ihm vielleicht guttun, entschied er plötzlich. »Das dient dazu, deinen Charakter zu bilden«, hatte seine Mutter immer gesagt, wenn er in Schwierigkeiten geraten war und seine Strafe entgegennahm, für gewöhnlich aus den Händen seines Vaters.

»Zur Hölle«, murmelte Jay, als er die wahre Bedeutung des-

sen, was ihm bevorstand, erfasste. Mit gerunzelter Stirn gab er sich für einen kurzen Moment der Vorstellung hin, wie er Kristi unterrichtete, wie er sie prüfte und benotete, wie sie von ihm abhängig war. O Gott! Was dachte er da nur!

Er spülte sein Bier hinunter und knallte die leere Flasche auf den Schreibtisch. Er hatte doch nicht seinen verdammten Arbeitsplan geändert, damit begonnen, Zehn-Stunden-Schichten zu schieben, und mühsam sein ganzes Leben auf den Kopf gestellt, nur um jede Woche Kristi gegenüberstehen zu müssen! Er presste den Kiefer so fest zusammen, dass es schmerzte.

Vielleicht würde sie das Seminar wieder verlassen. Bestimmt würde Kristi ihren Stundenplan ändern, wenn sie feststellte, dass er für Dr. Monroe einsprang. Zweifelsohne würde sie genauso ungern mit ihm zu tun haben wollen wie er mit ihr. Was für eine Vorstellung, er als ihr Dozent!

Er ging den Rest der Liste mit den fünfunddreißig Studenten durch, die sich für Kriminologie interessierten – jetzt nur noch vierunddreißig. Sein Blick heftete sich wieder auf den obersten Namen: Rylee Adams. Verwirrt kratzte Jay die Bartstoppeln auf seinem Kinn.

Was zum Teufel war mit ihr passiert?